



MOHAMEDOU OULD

SLAHI

UNZENSIERT

# DAS GUAN- TANAMO TAGE- BUCH



Zwischen diesen Besuchen verbrachte ich den Hauptteil meiner Zeit damit, dass ich mich mit den Wachen über die elektronischen Geräte unterhielt, die ich mir zulegen musste, wenn ich draußen war, und über die besten Methoden, wie ich mir all die Filme reinziehen konnte, die ich in GTMO nicht hatte anschauen dürfen. Sie klärten mich über Streaming-Dienste wie Netflix und Putlocker auf und sogar über illegale Download-Möglichkeiten.

Und dann brach er an, der große Tag: Sonntag, der 16. Oktober 2016. Den ganzen Tag über kamen und gingen Leute in Uniform, die meisten redeten wenig, wenn überhaupt. Es war surreal – als gäbe es auf dem ganzen Stützpunkt nur noch einen einzigen Gefangenen, den es zu versorgen galt. Immer wieder mal kam meine neue Lieblings-Einsatzleiterin, und immer mit ihrem breiten Lächeln. Die Nachtschicht hingegen tauchte gar nicht auf.

»Wo bleibt die andere Schicht?«, fragte ich einen von den Wachen, einen Typen, der mir beigebracht hatte, wie ich mit den neuen Technologien umgehen musste, die nur darauf warteten, mich zu überwältigen.

»Ich fände es toll, wenn sie mir erlauben würden, derjenige zu sein, der dich hier rausholt, und der letzte, der sich von dir verabschiedet«, sagte er. Das Gebet des Spezialisten wurde erhört; er sollte derjenige sein, der mir das letzte Mal Ketten anlegte.

Im weiteren Verlauf des Nachmittags ließ seine Gesprächigkeit dann nach. Alle wirkten ganz feierlich, und vollständiges Schweigen senkte sich herab, als die lächelnde Offizierin zu mir kam und sagte: »Du hast noch zwei Stunden. Wir schließen dich nochmal ein.«

»Jetzt passiert es«, sagte ich zu mir. Ich ging in meine Zelle und hörte, wie einer meiner Wachleute versuchte, die Tür manuell abzuschließen, ein sehr vertrautes Geräusch. Wenn Zivilisten wie Lehrer oder Dienstleister von außerhalb des Lagers kamen, wurden wir auf diese Weise in unseren Zellen eingesperrt. Ich duschte und rasierte mich. Ich zog die neue Häftlingsuniform an, die man mir gegeben hatte. Die alten Kleidungsstücke mussten wie alle meine Habseligkeiten in der Zelle zurückgelassen werden. Ich versuchte fernzusehen, dann ein Buch zu lesen, aber beides gelang mir nicht. Ich ging nur in meiner Zelle auf und ab, betete und sang leise vor mich hin. Es waren die längsten zwei Stunden meines ganzen Lebens.

»Bist du fertig?«, fragte die Einsatzleiterin dann schließlich durch die Öffnung in meiner Zellentür.

»Ja.«

»Kannst du deine Hände durch die Öffnung stecken?«, bat mich einer von der Wache.

Ich streckte meine Hände aus, und die Wachen legten mir die Handschellen um meine Handgelenke, vorsichtig, doch sicher, und fragten, ob sie nicht zu eng säßen. Ich schüttelte den Kopf. Nachdem meine Hände gefesselt waren, öffneten die Wachen die Tür, um mit meinem Oberkörper und den Beinen weiterzumachen. Ich war schockiert zu sehen, wie viele Menschen in diesen kleinen Raum passten. Wohin ich schaute, sah ich Leute in Uniform, unter anderem auch den übereifrigen Übersetzer aus meinem Treffen mit dem Colonel. Aber dieses Mal schaute er nur wortlos zu. Die einzige Gelegenheit, wo ich eine ähnlich feierliche Stimmung erlebt hatte, war bei Begräbnissen. Ich sagte fast gar nichts, nickte nur, wenn mich jemand etwas fragte.

Die Einsatzleiterin führte die Wachen an und unterwies sie, was als Nächstes zu tun war.

»Gehen Sie mit ihm bis zur roten Linie.«

Die rote Linie war ungefähr sechzig Schritte von meiner Tür entfernt. Ich hatte das Gefühl, dass ich den Herzschlag der Menschen so deutlich hören konnte wie das »Boom Boom Pow« der Black Eyed Peas. Mein Begleitem team war offenbar nervös, und sie gingen zu weit vor. Die Leiterin musste sie anschreien: »Nicht über die rote Linie gehen! Zurück! Zurück!« Die Wachen gehorchten, sie führten mich über die Linie zurück und hielten dann genau davor an.

Ein riesiges Tor öffnete sich, und ein neues Begleitem team kam auf uns zu. Sie übernahmen von meinen Wachen schweigend die Kontrolle über mich. Die übliche Inspektion meiner Fesseln nahmen sie nicht vor; sie sagten kein Wort, als sie mich durch das Tor herausführten.

Dort war eine weitere Gruppe versammelt, darunter auch der Leiter des Ärztlichen Dienstes und ein sehr großer Weißer in Uniform; er hatte einen Rucksack auf, seinen Dienstgrad konnte ich nicht erkennen. Es war dunkel draußen, doch konnte ich sehen, dass er einen Ausdruck mit einem aktuellen Bild von mir in der Hand hatte. Er hielt das Bild neben mein Gesicht, verglich, was er vor sich hatte, und rief dann:

»Identität bestätigt.« Die Leute von dem Team sahen aus, als hätten sie eine lange Reise hinter sich. Sie wirkten alle müde, sogar die kleine schwarze Frau, die seit dem Augenblick, da ich meine Zelle verlassen hatte, ihre Videokamera auf mich gerichtet hielt. Eine dünne blonde Frau gesellte sich im Bus, der uns zum Flughafen transportierte, zu ihr, und abwechselnd bedienten sie auf der gesamten Reise nach Nouakchott die Kamera.

»Hast du irgendwelche Beschwerden?«, fragte der Arzt.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein.«

Ein Lächeln erschien auf seinem Gesicht, und er sagte sehr laut:

»760, ich erkläre dich für flugtauglich.«

Wir gingen durch zwei weitere Tore. Wir bestiegen einen Bus, der auf eine Fähre verladen wurde. Während der Überfahrt über die Bucht tanzte der Bus wie ein Derwisch in Trance. Wir landeten an der Startbahn, vor der hinteren Öffnung eines Frachtflugzeugs, durch die ein Lastwagen hindurchgepasst hätte. Die Motoren dröhnten, und man musste brüllen, wenn man sich verständlich machen wollte. Ich wurde eine lange Laderampe hinaufgeführt. Sobald wir im Innern des Flugzeugs waren, setzte man mir Ohrenschützer auf und verband mir die Augen, genau wie damals, als ich von der Bagram Air Base nach Guantanamo Bay geschafft wurde. Doch dieses Mal lief alles ohne Schläge oder Schikanen ab. Ich wurde auf einem harten Sitz festgeschnallt, der fast rechtwinklig zur Flugrichtung angebracht war und sich nicht verstellen ließ. Ich wagte nicht, mich zu beklagen, sonst hätten sie es sich womöglich anders überlegt und mich zurück ins Lager gebracht. Während des Flugs verlor ich jedes Zeitgefühl – ich kämpfte gegen den Schmerz, der in meinem Rücken anfang, sich bis zu den Ohren ausbreitete und mich bald von allen Richtungen überwältigte.

Das Flugzeug kam unsanft auf dem Boden auf, und ich spürte, wie mir jemand Augenbinde und Ohrenklappen abnahm. Das erste, was ich sah, war eine Digitaluhr an der gegenüberliegenden Innenwand des Flugzeugs – sie zeigte ein paar Minuten nach 14:00 Uhr an – und mehrere Rekruten im Halbschlaf, die aussahen, als hätten sie keine sonderlich erholsame Nacht hinter sich. Ich spürte, wie vorsichtige Hände sich an meinen Ketten zu schaffen machten, sie fingen in der Mitte an und arbeiteten sich dann nach oben und unten vor.

»Sind wir angekommen?«, fragte ich zaghaft, fast flüsternd.

»Ja«, sagte einer von den Wachleuten neben mir.

»Ist das die Ortszeit?«

»Ja.«

Das mauretanische Wetter war unverkennbar. Es war ein schöner Tag, nicht zu heiß – genau der richtige, warme Empfang, den ich brauchte. Ich wurde – ungefesselt – die Rampe hinunter- und auf die Rollbahn geführt, wo mehrere mauretanische Regierungsbeamte und eine amerikanische Amtsperson warteten. Wir begrüßten uns zwanglos, und die Mitglieder meiner amerikanischen Eskorte begaben sich in die Nähe ihres Landsmannes, wo sie sich in Reih und Glied aufstellten. Nach dem Austausch einiger Höflichkeiten begab sich der Amerikaner zurück in Richtung seines Wagens.

»Wer ist das?«, fragte ich einen der Mauretanier.

»Der amerikanische Botschafter«, sagte er.

»Kann ich ihn begrüßen?«, fragte ich.

Er schickte einen Mann los, der in seiner Nähe stand.

Der Botschafter kam zu mir zurück, und wir schüttelten uns die Hand.

»Willkommen zu Hause«, sagte er.

## 2.

Als Kind wollte ich immer nur schreiben und unterrichten. Meine Lehrer waren meine Vorbilder. Wenn ich aus der Schule kam, trommelte ich Kinder aus der Nachbarschaft zusammen, deren Eltern sich entweder die Schule nicht leisten konnten oder sie für unnötig hielten, und ich unterrichtete gratis, gab die Lektionen weiter, die ich am Vormittag desselben Tages genossen hatte. Als Tafel benutzte ich Mauern, und – wenn mir die Kreide ausging, die ich in der Schule geklaut hatte – Kohle. Meiner Mutter gefiel das Arrangement gar nicht, und die Ungezogenheit der Kinder, die meine Schüler waren, trug nicht dazu bei, ihre Aufgeschlossenheit zu vergrößern.

Ich entwickelte außerdem einen gewissen Schreibzwang. Ich schrieb ständig überall Sachen auf, Dinge, die mir gerade in den Sinn kamen, wobei ich mich manchmal nicht einmal mehr erinnerte, dass ich sie aufgeschrieben hatte. Mehr als einmal war es mir peinlich, wenn

Freunde auf meine intimen Gedanken stießen, die ich in meine Notizbücher und sogar auf die Ränder meiner Schulbücher gekritzelt hatte. Das ging so weit, dass ich für diesen inneren Zwang nicht einmal einen Stift brauchte: Es reichte, wenn ich meine Gedanken mit dem Finger auf meine Hüfte oder in die Luft schrieb. Diese Angewohnheit trieb die Vernehmungsbeamten in Guantanamo in den Wahnsinn; sie unternahmen alles Mögliche, um mich davon abzuhalten, mit dem Finger auf meinen Körper zu schreiben. Sie wussten nicht, dass mir meistens gar nicht bewusst war, was ich tat. Ich wollte ja tun, was sie sagten, aber ich konnte nicht. Ihre Lösung sah dann so aus, dass sie mir die Hände seitlich ganz fest an den Körper fesselten, so dass ich nicht mehr auf meine Beine schreiben konnte. Aber meine Finger bewegten sich trotzdem. Selbst wenn es Ihnen gelingt, mich zum Schweigen zu bringen – ich höre nicht auf zu schreiben.

Als ich in GTMO ankam, war ich wütend. Sobald mir mitgeteilt wurde, dass man mir einen Stift zur Verfügung stellen würde, damit ich an meine Familie schreiben konnte, beschloss ich, einige Blätter von dem Papier zu stehlen, und fing an, auf Arabisch – hauptsächlich nur für mich – meine Geschichte aufzuschreiben. Der Stift war eine Herausforderung, es handelte sich um ein äußerst biegsames Stück Plastik, eher eine biegsame Kulimine als ein Stift. Damit zu schreiben war so ähnlich, als würde man versuchen, einem korrupten Politiker eine geradlinige Antwort zu entlocken. Ich musste den Stift immer wieder schütteln, damit die Tinte nachfloss, so war das Schreiben gleich noch mit einem gewissen Fitnessstrainingseffekt verbunden. Eigentlich war es so gedacht, dass ich den Stift zurückgeben sollte, wenn ich fertig war, aber ich schaffte es, ihn in meiner Zelle zu verstecken. Ich schrieb auch Briefe an meine Familie, allerdings musste man nicht sonderlich scharfsinnig sein, um zu wissen, dass diese Briefe nie bei ihren wahren Empfängern ankommen würden. Sie waren lediglich ein Bestandteil der panischen Informationsbeschaffungskampagne im Lager. Mir war das aber egal. Ich kam der Aufforderung bereitwillig nach und schrieb Briefe, die ich im Geiste an die Stabsmitglieder der Joint Task Force adressierte, c/o Familie Slahi.

Im Mike Block in Camp Delta begann ich im Frühjahr 2003 damit, Tagebuch zu schreiben, in arabischer Sprache. Ich versteckte die